

# Der verborgene Gott

Von Ignatius v. Loyola zu Charles de Foucauld

Dominique Salin, Paris (Zentrum Sèvres)

Zahlreich sind die Ähnlichkeiten zwischen den beiden Gestalten Ignatius von Loyola und Charles de Foucauld. Es lohnt sich, diese beiden Lebensläufe parallel zu beachten und zu vergleichen. Da wird nicht bloß deutlich, wie die Ursprünge, der Vorgang der Bekehrung, ja das ganze Werden ihrer Frömmigkeit ähnliche Züge aufweisen. Das Vergleichen hilft auch, das, was die Historiker „neuzeitliche Spiritualität“ nennen, besser zu verstehen. Geht man davon aus, dass die Neuzeit mit der Renaissance beginnt, so ist es nicht abwegig, Ignatius von Loyola und in gewissem Sinne auch Charles de Foucauld als Sinnbilder dieser Neuzeit zu betrachten.

## Bekehrung

Sowohl Ignatius wie auch Bruder Charles, die beide früh durch den Tod ihrer Mütter verwaist waren, haben um die dreißig herum zum Glauben gefunden. Beide haben als Adelige ein leichtes, legeres Leben geführt, das bei vielen Leuten ihres Standes zu dieser Zeit üblich war. Waffen, Frauen, romantische Schwärmereien nahmen einen wichtigen Platz in ihrem Leben ein; vor allem waren sie beherrscht von einem großen inneren Drang zu glänzen und aufzufallen. Dieser Drang nahm sowohl beim einen wie beim anderen zeitweilig die Form eines Dandytums an. Er äußerte sich vornehmlich darin, dass sie sich in große Aktionen, ja sogar in Abenteuer stürzten.

Als Br. Charles ohne jedes Bedauern die Armee verließ, geschah dies zunächst aus purer Abneigung und Abwehr: Das Kasernenleben langweilte ihn einfach, und wenn er sich später erneut der Armee anschloss, dann geschah es nur, um an einer Strafexpedition in Algerien teilnehmen zu können, bei der er sich, sehr zum Erstaunen seiner Kameraden, durch seine Tapferkeit auszeichnete. Jedoch war dieses Abenteuer nur ein Vorspiel. „Die Operation Mascara“, so schreibt er, „vermittelte mir den starken Geschmack und Anreiz zu reisen, was mich schon immer angezogen hatte. Ich trat 1882 aus der Armee aus, um diesen Wunsch nach Abenteuern voll befriedigen zu können.“ (21. Februar 1892 in Duveyrier).

Und in der Tat: Allein und nur auf seine eigenen Kräfte gestellt, warf er sich in das außerordentlich riskante Abenteuer der Erforschung Marokkos.

Der Bericht darüber machte ihn berühmt und brachte ihm auch Anerkennung in der wissenschaftlichen Welt ein.

Auf der anderen Seite stehen markante Lebensdaten von Inigo von Loyola, der sich in der Verteidigung der Stadt Pamplona durch einen außerordentlichen Kampfgeist auszeichnete. Wo die Festung kaum mehr zu halten war, begeisterte er die Garnison und überredete sie, bis zum bitteren Ende zu kämpfen. In diesem verzweifelten Unternehmen wurde er, wie bekannt ist, von einer Kanonenkugel getroffen, die sein späteres Schicksal entschied.

Was war es? Überschätzung des eigenen Wertes, Suche nach Ehrentiteln, Geschmack an Außergewöhnlichem oder einfach ein eiserner Wille? Gewiss sind dies zweifellos Charakterzüge, die diese beiden Männer im tiefsten prägten und die auch nach ihrer Bekehrung noch deutlich hervortreten. Allerdings in einem völlig veränderten Licht.

*Ihre Bekehrung:* Beide wurden aus ihrer gewohnten Bahn geworfen, als sie die Person Jesus und das Evangelium entdeckten. Dies geschah im Rahmen ihrer Familien. Für den einen im Hause Loyola, in der Gegenwart seiner Schwägerin, die gewissermaßen seine zweite Mutter wurde: bei der frommen Magdalena. Sie hatte ihn während seiner neunmonatigen Rekonvaleszenz im Hause Loyola gepflegt.

Für den anderen, für Br. Charles, ereignete sich die Bekehrung in Paris, während er seinen geographischen Forschungsbericht über Marokko redigierte. Nicht weit von diesem Umfeld befanden sich seine Tante und Cousine, die beide sehr fromm waren und die er sehr liebte. Sowohl Inigo wie Br. Charles lebten im Augenblick ihrer Bekehrung in einer Umgebung von Frauen, die Br. Charles affektiv noch stärker beeinflussten, als es bei Inigo der Fall war.

Was ihre *soziale Entwicklung* betrifft, weisen die Wege in verschiedene Richtungen. Bruder Charles ist am Anfang einer Karriere, ist im Begriff, ein berühmter Geograph und Ethnologe zu werden. Inigos Zukunft jedoch bleibt vorerst schwer belastet. Durch den Unfall von Pamplona ist er behindert und versehrt. Für ihn wird es geradezu unmöglich, weiterhin die Rolle eines Lebemanns oder Don Juans zu spielen.

Für den Moment der Bekehrung ist außerdem noch wichtig: Für beide begann es mit Gefühlen der Anwidernung und des Abscheus. Das Leben, das sie bis dahin geführt hatten, schmeckte ihnen nicht mehr. Es widerte sie an. Für Ignatius begann dies, als er als Rekonvaleszent das Bett hüten musste. Lange Tagträumereien, die bisher durch Ritterromane genährt wurden, fanden nun ein Ende, ja sie bekamen einen faden Nachgeschmack, stießen ihn ab und ließen große Unzufriedenheit entstehen.

Br. Charles machte ähnliche Erfahrungen, jedoch lange vor seiner eigentlichen Bekehrung. Schon während seiner Garnisonszeit in Pont-à-Mousson

schreibt er von „einer Traurigkeit, die ihm bis dahin unbekannt war: Du ließest mich eine schmerzliche Leere empfinden, eine Traurigkeit, wie ich sie sonst nie verspürt habe ... jeden Abend überkam sie mich wieder, wenn ich allein war in meiner Wohnung ... sie hielt mich stumm und niedergedrückt in ihrem Bann, während wir unserem Vergnügen nachgingen, was man so Vergnügen nennt; ich organisierte solche Vergnügungen, aber wenn es dann so weit war, erfüllte mich stumme Verachtung, unendliche Langeweile.“ (aus: Ch. de Foucauld, *Aufzeichnungen und Briefe*, Herder 1962, 22)

Jedoch ist mit diesem Abscheu das Eigentliche noch nicht geschehen. Es bedurfte noch lebendiger Beispiele wie auch Literatur, um die Herzen wirklich zu bekehren. Für Br. Charles war dies das eindruckliche Beispiel, wie Muslime ihren Glauben praktizieren. Er hatte in Nord-Afrika, besonders in Marokko, schon lange Kontakte zu ihnen. Er gesteht, dass er versucht war, selbst Muslim zu werden. Dazu kam das Beispiel intelligenter und geliebter Frauen, die in dem Jahr, das zur Bekehrung führte, in seiner Nähe lebten. Nicht zuletzt die Person P. Huvelins, von dem er viel gehört hatte, den er um Unterricht in Religion bat und bei dem er auch beichtete. Entscheidend jedoch war die Entdeckung des Evangeliums, die durch das Buch von Bossuet „*Elévations à Dieu sur les mystères*“ eingeleitet wurde. Es war ein Buch, das zu jener Zeit weit verbreitet war und das er zu seiner Erstkommunion bekommen hatte.

Anders wiederum bei Ignatius: Er bleibt schweigsam, verdeckt die Gefühle, die der Kontakt mit Magdalena, die ihn fürsorglich pflegte, auslöst. Aber auch er gerät über solch lebendige Beispiele wie über Bücher in den Kontakt mit dem Evangelium. Vor allem waren es zwei Werke, die damals sehr verbreitet waren: die „*Legenda aurea*“ des Dominikaners Jacobus de Voragine und die „*Vita Christi*“ von Ludolph von Sachsen.

Jesus „arm, erniedrigt und verachtet“

Wie die beiden Männer Jesus entdeckt hatten, so brennen sie nun darauf, ihn auch nachzuahmen, d.h. sich ganz mit ihm zu identifizieren. Br. Charles wird sich für eine lange Zeit „Bruder Charles von Jesus“ nennen, und die kleine Gruppe, die sich um Ignatius gebildet hat, wird den Namen „Gesellschaft Jesu“ annehmen. „Nachfolge Jesu“, das ist für beide zum leitenden Motiv all ihres Handelns geworden.

Jedoch: Das Bild von diesem Jesus, dem beide nacheiferten, war irgendwie sonderbar; es entsprach zumindest nicht demjenigen, das die Exegese und die Geschichtsschreibung entworfen hatte, war auch verschieden von

den Darstellungen, wie sie etwa eine jubelnde Gesellschaft Jesu im Jahre 1640 zeichnete. Damals nämlich wurde das große Werk „Imago primi saeculi“ veröffentlicht, in dem das Jahrhundert als eine Zeit größter Unternehmungen im Dienste einer guten Sache dargestellt wurde. – Jesus, mit dem sich sowohl Ignatius wie Br. Charles für alle Zeiten identifizierten, ist nicht der „Verführer“ des Volkes, als den die jüdischen Autoritäten ihn anklagten (Mt 27,63), sondern ein Jesus, der „arm, erniedrigt und verachtet“ blieb. Das sind die Worte, die Ignatius braucht und die er an drei zentralen Stellen des Exerzitienbuches selbst niederschreibt. Bei der Betrachtung des „Ruf des Königs“; dann vor der sogenannten Wahl und schließlich bei der Betrachtung der „Zwei Banner“, die abgeschlossen wird vom „3. Grad der Demut“. – Ebenfalls finden sich diese drei Worte in den Konstitutionen der Gesellschaft Jesu, an denen Ignatius bis zu seinem Tod gearbeitet hatte.

Was Bruder Charles betrifft: Er wollte Jesus wörtlich und buchstäblich nachahmen, und zwar in seiner Niedrigkeit. Dieses Ideal verwirklichte er eine gewisse Zeit in Nazareth. Mag später die Form seines Armutsideals sich wandeln, so bleibt die Armut doch ständig im Blick. Ein Wort, das ihm teuer war und das er im spirituellen Vokabular des 17. Jh. fand, fasst das Gemeinte gut zusammen: „Niedrigkeit“. Das war es, was er suchte. Zu seiner Zeit hatte dieses Wort eine durchaus moderne Bedeutung, wurde in großem Maße gleichgesetzt mit „Abscheu“, „Schande“, „Entehrung“. Jesus hatte den letzten Platz erwählt. Es gab keine andere Wahl, als ihn auch dort zu suchen.

Es ist nicht erstaunlich, dass der gesellschaftliche Ort, mit dem sich die beiden Edelleute identifiziert hatten, am Anfang ganz das Gegenteil von dem war, was sie bisher in der Welt verfolgt hatten. Bisher waren sie um äußere Brillanz und Sicherheit bemüht. Jetzt gewann die Gestalt des Bettlers in allem die Oberhand. Modern: Der Clochard.

Die erste Sorge Inigos, als er Loyola verließ, bestand darin, das vornehme Gewand, das er als Edelmann trug, gegen das Kleid eines Bettlers einzutauschen. Zu betteln, das wurde für ihn und seine Gefolgsleute zu ihrer eigentlichen Lebensart, die soweit wie nur möglich auch in den Regeln festgeschrieben wurde.

Für Br. Charles bot das Leben in einer Abtei der Trappisten noch einen zu sicheren sozialen Status, auch zu viel Komfort. Er begann sich deshalb vorzustellen, wie er bei den Klarissen in Nazareth an der Pforte lebte und sich mit einem Geräteschuppen im Garten begnügte. Und so kam es auch. Allerdings wusste er nicht, dass die Schwestern des Klosters über seine wirkliche Identität informiert waren.

Sowohl Br. Charles wie Inigo waren lange Zeit von dem Wunsch erfüllt inkognito zu bleiben. Mehrmals kommt Ignatius in seinem Pilgerbericht darauf zu sprechen. Er war, als er als Pilger in Jerusalem umherwanderte

oder auf den Strassen Spaniens predigte, von einer unheimlichen Angst besessen, er könnte erkannt werden. – Und es dauerte bis in die letzten Jahre in Tamanrasset, bis Bruder Charles schließlich anfang, seine Briefe mit seinem ursprünglichen Namen zu unterschreiben. War dies alles Zeichen einer Versöhnung mit sich selbst, mit den Ursprüngen, mit der eigentlichen Geburt? Oder war es ein Zeichen einer neuen inneren Freiheit? Zeichen für das, was er letztlich geworden ist und was er berufen war zu sein?

### Geburt eines Projektes: Jerusalem und Nazareth

Es dauerte eine geraume Weile, bis Br. Charles und Inigo die wilden Praktiken, mit denen sie zu Beginn ihres neuen Lebens sich und ihren Leib behandelten, überwand. Es waren Formen geistlichen Übereifers, wie sie für Anfänger typisch sind und wie sie sich noch später in Formulierungen wie „agere contra“ (Ignatius) und „se prendre à l’envers“ (Br. Charles) erhalten haben. Diese Etappen waren notwendig, um zur eigentlichen Berufung und zur entsprechenden Form geistlichen Lebens durchzustoßen.

Bei Ignatius hat der geistliche Plan schnell eine präzise Form angenommen. „Den Seelen helfen“, das war für ihn das vor Gott erkannte Ziel. Es sollte umgesetzt werden in Form von geistlichen Gesprächen und Exerzitien, in Predigten für das einfache Volk und Kinder, aber auch in Betreuung bedürftiger Kranker. Die Studien, die Ignatius in Paris noch nachholte, waren für ihn eine Art von Umweg, der notwendig wurde, um einen kirchlichen Status zu erhalten. Als dies erreicht war, folgte schnell der Aufbau seines neuartigen Ordens. Dazu brauchte es Regeln, die zu formulieren Ignatius in einen langen Prozess der Reflektion brachte. Er wurde genötigt, seine ursprüngliche Idee zu formulieren, sie aber auch ständig neuen Umständen anzupassen. Die Eröffnung und Übernahme von Kollegien und Universitäten bot dazu fortwährend Anlass.

Br. Charles seinerseits hatte lange und genügend Zeit, um die geistlichen Belange seines Lebens zu ordnen. Er brauchte sich im Unterschied zu Ignatius nicht um die Gründung eines Ordens zu kümmern, musste sich aber umso mehr darum bemühen, von seinem Wunsch, sich von den Menschen abzusondern, frei zu werden. Sowohl die Abtei der Trappisten wie Nazareth, Orte, wo er sich aufhielt, waren ständige Versuche, sich zu vergraben und unbekannt zu bleiben. Solche Neigungen mussten überwunden und vergessen werden, um zur eigentlichen Berufung hinzufinden. Nämlich: Zur gelebten Brüderlichkeit mit all denen, die am weitesten von Kirche und Glaube entfernt und am ärgsten vernachlässigt waren. Es war ein Schritt von der Absonderung zur brüderlichen Nähe im Alltag.

Beide, Br. Charles wie Inigo waren von einem Wunsch beseelt. Die Art und Weise jedoch, wie dieser konkretisiert und in Erfüllung gehen sollte, war verschieden. Br. Charles' berühmte Anrufung: „Mein Gott, lass alle Menschen gerettet werden“ hört sich wie ein fernes Echo an auf das, was im Motto der Gesellschaft Jesu festgehalten ist: JHS, Jesus, Erlöser der Menschen.

Hier zeigt sich eine erstaunliche Parallele zwischen diesen beiden geistlichen Führern: Nämlich die entscheidende Rolle, die ihr jeweiliger Aufenthalt im Heiligen Land spielte. In diesem Land fanden beide tiefer zu ihrer Berufung, jeder auf seine Art.

Für Ignatius, der in seinem Denken und Fühlen noch völlig vom ausgehenden Mittelalter geprägt war, bedeutete Jerusalem das Zentrum der Welt. Dort hatte Jesus gelebt, dort war er gestorben, dort ist man ihm deshalb auch am nächsten. Nichts selbstverständlicher deshalb als der Wunsch aller Neubekehrten, dorthin zu wallfahren. Ignatius allerdings wollte sich nicht mit einer Wallfahrt begnügen, er war vielmehr fest entschlossen, dort auch zu leben und Wurzeln zu schlagen. Er wollte Jesus im gleichen Land nachahmen, indem er, durch Gespräche und Exerzitien den Seelen half, auch Ungläubige bekehrte. Was er sich so in seinem frommen Herzen zurechtlegte, scheiterte jedoch sehr bald an äußeren Verboten. Missionarische Tätigkeiten waren auf dem Territorium des Heiligen Landes untersagt; und es waren die Franziskaner, welche diese Vorschriften durchzusetzen beauftragt waren, und die folglich Ignatius kurzerhand nach Hause schickten. So sollte er seinen missionarischen Eifer von nun an in anderen Gegenden unter Beweis stellen: in Spanien, Paris, Norditalien und schließlich in Rom. Dort wird er sich mit seinen ersten Gefährten durch das Gelübde des Gehorsams zu einem eigentlichen Orden verbinden; dort wird er sein Apostolat als Generaloberer ausführen bis an die Grenzen der damals bekannten Welt. Nicht mehr Jerusalem ist das Zentrum der Christenheit, sondern Rom. Darin zeichnet sich der Wechsel vom Mittelalter zur Neuzeit ab.

Aber auch für Br. Charles war die Pilgerschaft im Heiligen Land eine entscheidende Phase. Im Unterschied zu Ignatius unternahm er diese Reise allerdings nicht ganz freiwillig, vor allem ohne große Begeisterung. Er vermochte darin für sein geistliches Vorankommen keine Notwendigkeit zu erkennen, tat es einfach deshalb, um seinem geistlichen Führer Abbé Huvelin einen Gefallen zu tun. – Und doch geschah es in Nazareth, dass Bruder Charles, fast wie in einem Schock, sein geistliches Ideal entdeckte. Hier wurde ihm offenbar, auf welche Weise er in Zukunft „unserem Herrn Gesellschaft leisten sollte“. Er fand sich dazu bestimmt, dem armen, erniedrigten und verachteten Jesus nachzufolgen. Dieses Bild, das Br. Charles im Heiligen Land gewann, entsprach zwar nicht dem, was Jesus in Nazareth

wirklich und im Alltag gelebt hatte. Dennoch ist es dieses Bild, das sich ihm an diesem Ort einprägte: Jesus, in dem sich die Göttlichkeit verbirgt.

Diesem Geheimnis von Nazareth kam Bruder Charles in zwei aufeinander folgenden Etappen näher. In einer ersten Phase verbarg und versteckte er sich, wo immer er nur konnte, sei es in den Trappistenklöstern von Notre-Dame-des-Neiges oder Akbès oder im Geräteschuppen der Klarissen in Nazareth; so ähnlich, wie Jesus sich in Nazareth ebenfalls verborgen hielt. Es waren Zeiten ausgesprochener Einsamkeit und Absonderung.

Später kommt die andere Seite des Geheimnisses von Nazareth hinzu. Der Name Nazareth steht nun nicht mehr nur für die Göttlichkeit des verborgenen Gottes, sondern auch für seine Brüderlichkeit. Jesus machte sich zum Bruder aller, indem er mit den Leuten von Nazareth das tägliche Leben in großer Einfachheit teilte. – Diese Brüderlichkeit Gottes, die sich im Leben Jesu noch vor seinem öffentlichen Auftreten und auch vor seinem Leiden zeigte, hat sich Br. Charles in dem Augenblick tief eingeprägt, wo er sich Beni Abbès zuwendet. Dort begann auch er diese universale Brüderlichkeit Gottes zu leben, indem er mit den Tuaregs bis zu seinem Tode das alltägliche Leben teilte. – Wie verstand er diese Brüderlichkeit?

### Universalität und Brüderlichkeit

Wie Ignatius, so wollte auch Bruder Charles sein eigenes Leben mit dem Geheimnis Jesu verbinden, in dem alle Menschen zum Heil berufen sind. Die Wege allerdings, die er zu diesem Ziele einschlug, waren von denen des Ignatius bei aller Ähnlichkeit doch sehr verschieden. Solche Vielfalt der Wege offenbart übrigens nichts anderes als den großen Reichtum der Gaben Gottes, die jedem Einzelnen persönlich zuteil werden. Zahlreich sind Art und Weisen, die Gott benutzt, um zu den Menschen zu sprechen. Zahlreich und vielfältig sind auch die geschichtlichen Umstände, in denen Menschen die Botschaften und Anrufe Gottes vernehmen.

Ignatius und seine Gefährten fühlten sich ihrerseits berufen, ähnlich wie die Apostel im eigentlichen Sinne Missionare zu werden. Zu diesem Zwecke stellten sie sich dem Papst zur Verfügung, damit er sie dorthin sende, wo er es am nötigsten fand. Auf diese Weise wurden sie mit großen, hin und wieder auch sehr dornenvollen Aufgaben betraut, etwa mit der Eröffnung von Schulen und Universitäten.

Br. Charles hingegen wollte eigentlich nie Missionar werden. Langsam nur, im Verlauf der Jahre, wurde ihm klar, dass er weder zum Mönch noch zum Einsiedler bestimmt war. Was aber dann? Sollte er etwa ein missionarischer Mönch werden? Mit dieser Formulierung versuchte Br. Charles ein-



mal seine Berufung zu umschreiben. Allerdings floss ihm dieser Ausdruck „missionarischer Mönch“ nur zögernd in die Feder, was als Hinweis gedeutet werden könnte, dass er sich darin nicht hinreichend erkannt fühlte. Eine andere Formulierung von Fr. Antoine Chatelard kommt meiner Ansicht nach der Sache schon etwas näher: „Eine neue Art Mönchtum mit spezieller Mission“. Diese Art von Berufsbeschreibung, welche die Nuance gut trifft, findet sich in dem bemerkenswerten Buch: Charles de Foucauld, *Le chemin vers Tamanrasset*.

Aber unabhängig von den Begriffen ist entscheidend zu sehen oder zumindest zu erahnen, was Br. Charles mit dem Begriff „fraternité“, „Bruderschaft“, anzielt und wie er diesen Begriff im konkreten Leben mit den Tuaregs umsetzt. Auch hier könnte eine Parallele mit Ignatius aufschlussreich sein.

Ignatius und seine Gefährten strebten in allem nach dem „bonum commune“, jenem Gut, das allen Menschen zugute kommt. Öfter ist davon in den Schriften von Ignatius die Rede. – Das Ideal jedoch, das Bruder Charles anstrebt, ist nicht so sehr ein allgemeines Wohl, sondern vielmehr eine „allgemeine Brüderlichkeit“. Heißt es bei Ignatius: „Je universeller, desto göttlicher“, dann bei Bruder Charles, sinngemäß: Je universaler die Brüderlichkeit, desto größer die Nähe zu den Absichten Jesu.

Um es konkreter zu sagen: Mit dem Begriff „allgemeines Gut“ meint Ignatius vorerst einfach die ganze Welt, die es zu durchqueren und zu verchristlichen gilt. Der Jesuit ist deshalb gehalten, mobil und beweglich zu sein. Er versucht, dieses allgemeine weltweite Wohl dadurch zu verwirklichen, dass er bei der Evangelisierung der Menschheit gerade jene nicht vernachlässigt, ja gegebenenfalls bevorzugt, die man heute als Multiplikatoren und Meinungsmacher betrachtet. Diese können für das allgemeine Wohl gewiss viel Schaden anrichten, können aber auch viel Gutes tun. Man zögere deshalb nicht, mit ihnen Kontakt aufzunehmen und ihnen zu Diensten zu sein. Von daher bleibt es erklärbar und verständlich, dass den Jesuiten öfter auch der Vorwurf einer elitären Auswahl gemacht wurde. – Anders Br. Charles: Er sucht sich vorerst einfach einen Ort, wo er das Ideal von Nazareth leben kann. Dazu pflegt er Kontakte mit denen, die am weitesten vom Glauben entfernt sind und sozial am ärgsten vernachlässigt bleiben. Er fand sie bei den Tuaregs, für die sich im Grunde niemand wirklich interessierte, es sei denn aus militärischen Gründen. Auf einen Punkt gebracht: Das universale Wohl, das Ignatius im Auge hat, ist die Verbreitung und Vergrößerung des Reiches Gottes; dasjenige von Br. Charles ist die Schaffung größtmöglicher konkreter Nähe zu den Menschen, mit denen er lebt.

Aber lassen wir die Gegensätze! Sie weiterzuführen könnte uns zu Vereinfachungen führen, die falsch sind. Etwa wenn wir feststellten, dass Ricci



und die Jesuiten-Missionare sich am Hofe bemühten, das Wohlwollen des Kaisers zu gewinnen, während Br. Charles seinerseits großen Wert darauf legte, Beziehungen zum Häuptling der Tuaregs zu unterhalten.

Um die beiden geistlichen Menschen noch tiefer zu verstehen, ist es vielmehr nötig, ausdrücklich über ihren Zugang zur jeweiligen Kultur nachzudenken. Für Ignatius und die ihm folgenden Gefährten war klar, dass die Verkündigung des Evangeliums nur über den Weg der jeweiligen Kultur ging. Es war deshalb nötig, Sprachen zu lernen, sich mit den Sitten und Gebräuchen vertraut zu machen. Nur so erklärt sich ihr Einsatz für Schulen und Universitäten, die zu Beginn eigentlich gar nicht geplant waren. Die Schwierigkeiten, denen sie begegneten, waren nicht vorauszusehen. Desgleichen die Auseinandersetzung mit intellektuellen und kulturellen Bewegungen, ihre Versuche sogenannter Inkulturation in China und in Indien.

Br. Charles setzte nicht weniger auf die Kultur. Er sah ein, dass es zur Evangelisierung der Tuaregs einfach notwendig war, ihre Sprachen zu lernen und sich mit ihren Sitten und Gebräuchen vertraut zu machen. Er verfasste dazu Textsammlungen und ein Wörterbuch, dessen sprachwissenschaftlicher Wert erst jüngst noch öffentlich gewürdigt wurde. Was die Kenntnis der Sprache der Tuaregs betrifft, könne Br. Charles niemand das Wasser reichen, so wird festgestellt.

In der Art und Weise des Vorgehens zeigen sich jedoch bedeutende Unterschiede. Die Jesuiten waren sich einig, dass die Mittel, die sie für ihr Apostolat einsetzten, vor allem wirksam sein sollten. So legen sie auch heute noch Wert darauf festzustellen, dass das monumentale französisch-chinesische Wörterbuch, der sogenannte „Ricci“, der nun eben nach fünfzig Jahren Arbeit fertig gestellt wurde, ihr eigenes Werk sei. Es werde dadurch sowohl die Kirche, wie das Anliegen der Evangelisation gefördert und unterstützt.

Anders bei Br. Charles: Trotz vieler Bitten seiner Oberen verweigerte er, dass sein Name in dem von ihm verfassten Wörterbuch auftaucht; es wäre dies für ihn unvereinbar gewesen mit seinem Bestreben, in der Öffentlichkeit soweit wie möglich ganz unbekannt zu bleiben und zu verschwinden. – Br. Charles, wie auch die Brüder und Schwestern, die sich auf ihn berufen und ihm nachfolgen, geben den kleinen und unbedeutenden Mitteln der Evangelisierung den Vorrang. Dem Ziel, das sie anstreben, nämlich der universellen Brüderlichkeit, versuchen sie dadurch näher zu kommen, dass sie Nähe schaffen da, wo sie gerade sind, und niemanden grundsätzlich ausschließen. Es ist gelebte Freundschaft im Alltag und geradezu zärtliche Aufmerksamkeit für die kleinen Dinge. – Lesen wir dazu, was Br. Charles in Nazareth geschrieben hat:

„Seien wir feinfühlig in unserer Liebe zum Nächsten; fixieren wir uns nicht auf große Hilfeleistungen; bemühen wir uns vielmehr um ein zärtliches Feingefühl, das auf Details eingeht und sich darauf versteht, mit Kleinigkeiten Herzen zu trösten. ‚Gebt ihm zu essen‘, sagt Jesus! – In gleicher Weise lasst uns Acht geben auf die Menschen, die um uns sind. Interessieren wir uns für das, was sie beschäftigt, für ihre Gesundheit, ihre Bedürfnisse, ihre konkreten Bitten und Gebete. Versuchen wir ihnen das Leben durch kleine Aufmerksamkeiten zu erleichtern. Lasst uns für diejenigen, die Gott uns auf den Weg schickt, solche Gefühle der Nähe hegen, wie sie unter Brüdern und Schwestern angemessen sind. (*La bonté de Dieu*, 1996, p.124)

Nicht eine Thérèse von Lisieux führt solche Worte im Munde, sondern Charles de Foucauld, der auf Offiziere wie Laperinne und Lyautey großen Eindruck machte. – Vergessen wir dabei nicht, dass dieser Mann bei den Tuaregs nicht nur gelernt hat zu geben und sich zu verschenken; er hat von ihnen auch vieles erhalten und gelernt. Schließlich haben die Familien von Tamanrasset, die selber Hunger litten, Br. Charles aus Krankheit und Depression herausgerissen, Anfang 1908, als er von der Arbeit völlig erschöpft war, es ihm an Essen fehlte und die Einsamkeit schwer auf ihm lastete. Während sechs Monaten waren nur zwei Europäer bei ihm vorbeigekommen. Etwas Ziegenmilch, die er zu sich nahm, hat ihm das Leben gerettet. – Im Ganzen zeigt sich hier, was Ignatius einst formuliert hat, nämlich, dass die Liebe im gegenseitigen Austausch besteht, in der Einheit von Geben und Empfangen. Eine Art gegenseitiger Kommunikation. So steht es in der Betrachtung zur Erlangung der Liebe (GÜ Nr. 231).

Gewiss, die Brüderlichkeit ist kein Monopol von Br. Charles; ähnliche geistliche Charakterzüge finden sich bei vielen anderen Personen, sowohl Christen wie auch Nicht-Christen. Br. Charles jedoch eigen und für ihn charakteristisch ist die Art und Weise, wie er davon spricht, und vor allem, wie er diese Brüderlichkeit konkret umsetzte und lebte. Das war es, was menschliche Herzen berührte.

### Der verborgene Gott

Man könnte nun gewiss diese beiden Typen von Spiritualität auf eine allzu simple Weise einander gegenüberstellen. Eine mehr apostolische Art, die der weltbejahenden, ja eroberungsfreudigen Epoche des 16. Jh. entsprach, die mitgeprägt wurde durch Einflüsse des Konzils von Trient. – Auf der anderen Seite eine Spiritualität, die der Neuheit verpflichtet ist und die durch das II. Vatikanische Konzil bestätigt wurde. Diese Spiritualität beginnt in kleinen versteckten Winkeln dieser Erde sich auszubreiten, in einer dienenden und armen Kirche, die gerade auf diese Weise zum Licht der Völker wird. – So ähnlich ließen sich die beiden Arten von Spiritualität umschreiben und schematisieren. Aber es führt dies nicht viel weiter; ganz abgesehen

davon, dass diese beiden Grundtypen von Spiritualität in gewisser Weise schon immer existierten und nebeneinander vorkamen.

Interessanter, aber auch ergiebiger ist es zu bedenken, was die beiden Gestalten in ihren Wurzeln verbindet. Da ist vorerst einfach die persönliche Erfahrung mit Jesus, das Geheimnis seiner Erniedrigung. Für beide steht Christus im Zentrum. Arm, erniedrigt und verachtet. – Nun zieht sich dieser Zug von Frömmigkeit gewiss durch alle Formen von christlicher Spiritualität. In der Moderne gewinnt er aber eine neue Bedeutung. Dieser Aspekt soll zum Abschluss noch eigens bedacht werden.

Die Erfahrung der Erniedrigung Gottes ist, wie gesagt, ein konstantes Element christlicher Spiritualität. Man denke nur etwa an Franz von Assisi. Just zu der Zeit, wo sich in Europa eine neue und glänzende Zivilisation zu entwickeln beginnt, verkündet der hl. Franz einen Christus in Armut und Demut. Er erinnert damit an das Wesentliche des Evangeliums. – Dann später, wie schon angedeutet, kehrt diese Sicht bei Ignatius von Loyola wieder. Er liebt es, (wie Bruder Charles) im erniedrigten Christus den Gott zu betrachten, der sich verbirgt, die Göttlichkeit, die in die Menschlichkeit sich verhüllt hat. In der ersten Betrachtung der dritten Exerzitienwoche, deren Gegenstand das Leiden und Sterben Jesu ist, aber auch die eigene Lebenswahl, die man vorher getroffen hat, bestätigt werden soll, da läßt Ignatius in Punkt 5 den Exerzitanten ein, zu überlegen, „wie sich die Gottheit verbirgt, wie sie nämlich ihre Feinde vernichten könnte und es doch nicht tut, und wie sie zulässt, dass die heiligste Menschheit so überaus grausam leidet.“ (GÜ Nr. 196))

Das Thema der verborgenen Gottheit zieht sich von Ignatius weiter in die Moderne hinein und gewinnt sozusagen eine weltweite Bedeutung. Bereits im 17. Jh. (siehe Goldmann, *Le Dieu caché*, 1955) finden sich spirituelle Deutungen von kirchengeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Ereignissen. So werden etwa die Kirchenspaltung oder die Religionskriege als Zeichen der Abwesenheit Gottes, der sich zu verhüllen beginnt, gedeutet. Aber auch naturwissenschaftliche Entdeckungen, wie diejenige des leeren Raumes (Torricelli, Pascal) oder die These von Galileo Galilei oder Newton, dass nämlich der Kosmos und die Natur für ihr Funktionieren keinen Gott brauchen, werden als Manifestationen einer verborgenen Gottheit gedeutet. Wenn aber nun Gott als Erklärungshilfe entbehrlich geworden ist, erhebt sich die Frage, ob er denn überhaupt existiere?

Ende des 16., Anfang des 17. Jh. verbreiteten freie Denker die Behauptung von der Nichtexistenz Gottes. Gott beginnt sich von der Welt zurückzuziehen, verliert an sichtbarer Gegenwart und wird ein Gott der Verborgenheit. Weder der Kosmos noch der Lauf der Geschichte geben weiter Zeugnis von ihm. Wer ihn suchen und finden möchte, wird über das Inner-

ste seines Herzens, über die eigene Seelenburg Zugang finden. Wohl nicht zuletzt deshalb bekommt die Eucharistie, genauer die Aussetzung des Allerheiligsten, in der ganzen Frömmigkeit eine große Bedeutung. Es handelt sich dabei nicht nur um eine barocke Reaktion auf die Reformation und ihre Ablehnung der Realpräsenz. Vor der Hostie betrachten vielmehr die Menschen den Gott, dessen Geheimnis verhüllt und verborgen ist.

Diese Entwicklung, die zu Ignatius' Zeiten gerade begann, verstärkte sich in den folgenden Jahrhunderten zusehends. Br. Charles wird ihr später Erbe werden, aber auch privilegierter Zeuge. Es ist bekannt, welch große Bedeutung die Eucharistie in seiner Spiritualität gewonnen hat. Sein Gott ist ein verborgener Gott. Die Quellen seiner persönlichen Gläubigkeit, wie auch derjenigen der ganzen Epoche, entspringen im 17. Jh., etwa bei P. de Causade, einem großen spirituellen Schriftsteller, den Br. Charles sehr schätzte. „Gottes Weisung ist in jedem Augenblick, der sich einstellt, zu gehorchen und zu vertrauen.“ Wo weder im Lauf der Geschichte noch in der gesellschaftlichen Welt Spuren göttlicher Gegenwart zu finden und auszumachen sind, bleibt eben nur der schmale kleine Augenblick persönlicher und privater Frömmigkeit. Hier in diesem kleinen Zeitpunkt, der immer gegeben ist und sich anbietet, ist zu gehorchen und zu vertrauen.

Man versteht daher, dass die Katholiken des ausgehenden 19. Jh., die durch die Niederlage von 1870, vor allem aber durch das Aufkommen der laizistischen Republik irritiert waren, den Text von Causade mit großer Freude in die Hand nahmen; einen Text, den P. Ramière gerade erst wieder entdeckt hatte (*L'abandon à la Providence divine*, um 1740 geschrieben und 1861 veröffentlicht). Die Schrecken des 20. Jh. haben die folgende Generation in dieser Spiritualität bestätigt.

Die spirituelle Literatur und die Theologie des ausgehenden 20. Jh. legen Zeugnis für das Bild eines Gottes ab, der gleichsam zurückgezogen, diskret, ja mit Schwachheit behaftet ist. Als Beleg dafür mag der Erfolg so verschiedener Werke wie „*Le Très-Bas*“ von Christian Bobin, „*Der gekreuzigte Gott*“ von Jürgen Moltmann, „*Die Demut Gottes*“ und „*La souffrance de Dieu*“ von François Varillon gelten. Auch die Schriften von Etty Hillesum „*Die Spiritualität der Arche*“, die besonders von ihrem Gründer, Jean Vanier ausformuliert wurde, zählen zu dieser Tendenz. Der verborgene Gott, der in Verdun, in Auschwitz wie im russischen Goulag gesucht wurde, ist der gleiche, der in Saint-Barthélemy wie in der französischen Revolution verborgen war.\*

---

\* Mit freundlicher Genehmigung der Herausgeber übernommen aus der französischen Zeitschrift CHRISTUS (Nr. 200, Oktober 2003, 472–483). Besonderer Dank gilt dem Übersetzer P. Hans Schaller SJ, Basel, sowie Pfarrer Jürgen Rintelen, Lochham. DIE REDAKTION.